

Bernhard Viel

Utopie der Nation

Ursprünge des Nationalismus
im Roman der Gründerzeit



Matthes & Seitz Berlin

Inhalt

EINLEITUNG ODER:

KAMPF UND STURM PASSEN GUT ZUSAMMEN — 11

VOLK, BLUT UND MYTHOS

Die nationale ›Zeugung‹ — 27

Blutbund und völkische Nation — 35

Der geopolitische Raum als völkisch-territoriale Einheit — 57

Monarchie und Tyrannis:

Zum Unterschied von mythobiologisch begründetem

Nationalstaat und rassischem Totalitarismus — 59

Der heilige Herd: das völkische Identitätsmodell

in Fontanes *Vor dem Sturm* — 67

Geistesheld und Tatmensch: zur Frage deutscher Identität — 73

Der Geist ist ein deutscher Dionysos –

Thomas Manns *Betrachtungen eines Unpolitischen*

als retrospektiver Versuch nationaler Identitätsstiftung — 81

Innerethnische Paarungen: Das Modell exogamer Endogamie — 99

Aus Kriegen geboren:

Fontanes biethnisches Herkunftsmodell — 110

Amoralität und Lebensschwäche: die polnische Gefahr — 125

DEKADENZ UND ZIVILISATION

Die inszenierte Gesellschaft — 151

Die Kluft zwischen Volk und König: der Berliner Hof — 170

Friedrich II. als nationale Integrationsfigur — 183

Die ungesunde Stadt — 186

Ehrgeiz, Eigensucht und Eitelkeit: das neue Kleinbürgertum

und der integrative Nationalismus — 188

AKTION UND ÄSTHETIK

- Das Wort vor dem *Sturm* oder der agonale Diskurs — 202
Ermächtigung: die Lizenz zum Handeln — 222
Diskurs-Krieger: das Wort im Kampf — 223
Reden und Handeln: zur Wirkungsästhetik des Realismus — 230
Leidenschaft und Action: Väter der populären Kunst — 231
Semiologische Rabulistik oder
der Taschenspielertrick der Dichter — 234

EMPHATISCHE MÄNNLICHKEIT: DER ÜBERWINDER

- Ohnmacht, Krankheit, Fieber: das initiale Trauma — 244
Männer ohne Frauen:
die Selbst->Zeugung des Helden und das zweite Trauma — 250
Biographische Sinnstiftung: Element der Allvernunft
und Ungeschichtlichkeit von Geschichte — 254
Abenteuerliche Bildungsfahrten: die Schule der Gewalt — 258
Brandstifter und Biedermann:
bürgerliche Heldenleben in *Soll und Haben* — 261
Der Wille zur Macht und die Größe des Scheiterns:
Cethegus und Teja — 268
Fontanes sensitive Spätlinge – ein Ausblick — 293

HEROISCHER REALISMUS

- Überblick und Neuordnung — 303
Der große Einzelne und seine Abhängigkeit
von der Geschichte — 304
Die Utopie der Vernichtung und die Wiederkehr
des deutschen Zeitalters — 308
Über den Untergang hinaus: der Triumph des »Lebens« — 322

ANMERKUNGEN — 329

LITERATURVERZEICHNIS

- Primärliteratur — 365
Theoretische Texte bis 1918 — 369
Sekundärliteratur und theoretische Texte
von 1919 bis zur Gegenwart — 372
Handbücher und Lexika — 379

*O du einsamer Leser,
der du nach der Gesellschaft
von Helden begierig bist!*

Ernst Jünger

EINLEITUNG ODER:

***KAMPF UND STURM* PASSEN GUT ZUSAMMEN**

Was der Leser am wenigsten brauchen konnte, war Pessimismus. Seine Welt befand sich in einem Wandel, der historisch ohne Beispiel war. Charles Darwin, ein englischer Zoologe, hatte mit seiner Theorie der Evolution den nicht weniger als zweitausend Jahre geltenden Schöpfungsbericht in Frage gestellt. Und sein Paulus in Deutschland, Ernst Haeckel, bemühte sich seit seiner »Jungfernrede«¹ im September 1863 mit Vorträgen und flüssig geschriebenen Büchern, die weltumstürzende Lehre zu verbreiten und sie auf die Abstammung des Menschen auszudehnen. Ein Unterfangen, das ihm den Ruf des »Menschheitsbeglückers«, ein Heer von Feinden und den Beinamen »der Affenprofessor« einbrachte.²

Mit den ersten beiden Hauptsätzen seiner »mechanischen Wärmetheorie« behauptete der Physiker Clausius, alles, was die Welt in Gang halte, sei Energie, die sich nur in verschiedene Formen verwandle und deren Summe gleich bleibe, deren Qualität aber ständig abnehme – bis vom Weltall nur noch ein dickflüssiger Wärmebrei übrig sei.³ Wo blieb da der Sinn, den Haeckel im Lichte des wissenschaftlichen Fortschritts zu erblicken glaubte? Das sah eher nach Fatalität aus.

Die Bevölkerung unterdessen wuchs. Zählten die Länder des späteren Kaiserreichs Mitte des 19. Jahrhunderts noch knapp vierzig Millionen Menschen⁴, so waren es zu Beginn des 20. Jahrhunderts, am Vorabend des Ersten Weltkriegs, bereits knapp siebzig Millionen⁵ – also fast doppelt so viele in nur einem halben Jahrhundert. Und die Städte wuchsen mit. Als Otto von Bismarck Reichskanzler wurde, 1871, lebten noch fast zwei Drittel der Deutschen auf dem Land in kleineren Gemeinden unter zweitausend Einwohnern. Vierzig Jahre später war die Zahl der Landbewohner bereits auf weniger als die Hälfte geschrumpft. Der größere Teil war in die rapide wachsenden Großstädte abgewandert, deren Zahl in dieser knappen Zeitspanne von acht auf achtundvierzig stieg, zählt man als Großstadt einen Ort über einhunderttausend Einwohner. Zu Beginn des neuen Jahrhunderts, 1910, wohnte also bereits jeder fünfte Deutsche unter städti-

schem Dach. Und die Großstädte wuchsen weiter, die Bevölkerung der Hauptstadt Berlin nahm in nur fünfzehn Jahren, von 1875-90, um eine halbe Million zu. Allein der damalige Vorort Schöneberg, nicht allzu weit von der Wohnung Theodor Fontanes in der Potsdamer Straße entfernt, vergrößerte sich in dieser Zeit um mehr als das siebzehnfache⁶ – eine Stadt am Rande der Stadt!

Die Produktion stieg an, die Schornsteine schossen aus der Erde. Die Montanindustrie, also Braun- und Steinkohleförderung, Eisen- und Stahlproduktion, verzeichnete schwindelerregende Zuwachsraten. Allein die Steinkohleproduktion verachtete sich zwischen Reichsgründung 1871 und Weltkriegsvorabend 1913, sie nahm von vierundzwanzig Millionen auf einhundertneunzig Millionen Tonnen zu.⁷ Man baute Maschinen, Lokomotiven, Messinstrumente, Schiffe, Kanonen, die metallverarbeitende Industrie stieg zum Leading Sector auf.⁸

Seit 1878 lief selbst die Produktion von Schuhen maschinell. Zahlreiche neue Industriezweige entstanden, Feinmechanik etwa, Farben- und Pharmaindustrie, elektrotechnische Industrie. So baute Werner Siemens 1879 die erste Elektrolok mit drei Pferdestärken Zugkraft⁹. Die Hauptstadt Berlin, damals noch wirtschaftlich-technischer und kultureller Spitzenreiter, nahm zwei Jahre später die erste elektrifizierte Straßenbahn in Betrieb. Andere Großstädte wie Halle, Leipzig, Hamburg und Hannover folgten, wenn auch zunächst noch langsam.¹⁰

Um die gleiche Zeit leitete die Erfindung des Fahrrads ein neues Zeitalter im Individualverkehr ein. Nachdem der schottische Tierarzt John Boyd Dunlop 1888 den Prototypen eines Luftreifens entwickelt oder vielmehr zusammengebastelt hatte, avancierte das zweirädrige Gefährt auch in Deutschland zum Massenprodukt.¹¹

Der Personen- und Güterverkehr wurde dichter und schneller. Die Kommunikation hatte ohnehin mit dem Telegraphen bereits ein schwindelerregendes Tempo erreicht. Mit diesem 1847 als Patent in Preußen angemeldeten Gerät war Werner Siemens, neben der später folgenden Eisenbahn, die entscheidende Erfindung während der klassischen Phase der Industrialisierung gelungen.¹² Ein immer engeres Schienennetz überspannte Europa und ließ, gleichsam als bodenständiges Gegenstück der Telekommunikation, die Entfernungen schrumpfen. Allein in der Hochphase des beginnenden Eisenbahnbaus in Deutschland, 1870-75, kamen zehntausend neue Bahnkilometer hinzu, das entsprach schon fast der Länge des Erddurchmessers von zwölftausendsiebenhundert Kilometern.

Dreißig Jahre später hätten Züge auf dem Schienenweg Gesamteuropas bereits sechsundzwanzig Mal die Erde umrunden können.¹³ Bald erkannte man die integrierende Kraft dieses Verkehrssystems, besonders Preußen machte sich seit 1850 an die Aufgabe, die revolutionären Verkehrsmittel wirtschaftlich und politisch zu nutzen, um mit ihrer Hilfe das regionalistische Denken der zahlreichen Kleinstaaten zu überwinden.¹⁴

Die Landschaft veränderte ihr Gesicht. Was dem Menschen des 19. Jahrhunderts noch Wahrnehmungskrisen heraufbeschwor, wurde dem Menschen des 20. Jahrhunderts zum Selbstverständlichen: die Industrielandschaft. Die Zeitgenossen dokumentierten diesen Prozess in Gemälden, Romanen und Erinnerungen.¹⁵ Schon Gustav Freytag beschrieb in seinem merkantilistischen Entwicklungsroman *Soll und Haben* 1855 das Sterben alter Agrarlandschaften. Er sah diesen Wandel halb als faszinierende Möglichkeit der Zukunft, halb als unheilvollen Eingriff in eine mythische Naturordnung. Die »schwarze Kunst des Dampfes« bleibt für Freytag eine faustische und gefährliche, die sowohl segensreiche wie unheilvolle Kräfte entbinden konnte.¹⁶

Auch die Linien der politischen Landkarte wurden in rauschhafter Schnelligkeit neu gezogen. Innerhalb von nur sechs Jahren, von 1864-71, führte Preußen nicht weniger als drei Kriege gegen seine Nachbarn Dänemark, Österreich und Frankreich. Diese waren nicht zuletzt deshalb siegreich, weil ein genialer Generalstab es verstand, Eisenbahn und Telegraph strategisch zu nutzen.

Danach war Mitteleuropa nicht mehr das alte. Österreich, seit dem Mittelalter fester Bestandteil Deutschlands, stand plötzlich außerhalb des exakt am Neujahrstag 1871 ausgerufenen deutschen Kaiserreichs. Die Südstaaten Bayern, Württemberg und Baden, lange Zeit habsburgisch, wurden in die kleindeutsche Lösung integriert, wenn auch mit vergleichsweise umfangreichen Partikularrechten. So durfte Bayern weiterhin in eigener Landeshoheit die Biersteuer erheben.¹⁷

Föderalistische Traditionen prägten den neuen Staat im Herzen Mitteleuropas. Zweifellos erschwerte das die Bildung eines nationalen Einheitsbewusstseins. Ein Erbe, an dem selbst heute noch das wiedervereinigte Deutschland zu tragen hat.¹⁸ Es gab innere Spannungen, die zum Teil in der politischen Form des neuen Reichs begründet lagen. Systempolitisch betrachtet, blieb es ein Bundesstaat mit föderalistischen Strukturen im Rahmen einer konstitutionellen Monarchie eines politisch-territorialen Kaiserstaats. Doch »vor allem war es ein Nationalstaat«¹⁹, und diese dem

modernen Staatsbegriff entsprechende Form barg Konflikte. Im Verständnis der Zeitgenossen konnte es zum deutschen Nationalstaat keine Alternative geben: »Daß aber eine Nation auf einen, ihren Staat zielte und daß der Staat eigentlich auf die Nation gegründet sein solle, daß also der Nationalstaat die gegebene Form der Nation und des Staates sei, darüber waren sich im Westen und in der Mitte, im Süden und im Norden Europas alle einig (...).«²⁰

Allein, das Bekenntnis zum nationalen Staat setzt voraus, sich mit diesem Staat zu identifizieren. Doch anders als in England und Frankreich waren in Deutschland nicht alle Bevölkerungsgruppen ihrem Staat gegenüber eindeutig loyal. So standen die Katholiken im Loyalitätskonflikt zwischen Papst und einem Reich, das sie grundsätzlich nicht ablehnten, zu dessen offiziösem preußisch-protestantischen Nationalismus sie aber Abstand wahrten. Bekanntlich bewog das Bismarck, die Ultramontanen ebenso erbittert als Reichsfeinde zu bekämpfen wie die Sozialisten. Es ist kaum übertrieben zu behaupten, der protestantisch angefeuerte Reichsnationalismus habe den konfessionellen Gegensatz in einen inneren Religionskrieg ausarten lassen.²¹ Das annektierte Elsass-Lothringen im Westen war ohnehin ein ständiger politischer Unruheherd und gab Skeptikern Anlass, in ihm »den Keim einer künftigen Katastrophe« zu fürchten.²²

Auch die polnische Minderheit im Osten konnte sich mit dem protestantisch-borussisch dominierten deutschen Staat nicht identifizieren und suchte die eigene Identität zu stärken. Die Spannung entlud sich in hass erfüllten Kämpfen um die Durchsetzung des Deutschen als Amts- und Schulsprache in den polnischen Gebieten.²³

Was den bürgerlichen Leser zudem beunruhigte: Die Unterschichten, die es damals ja noch reichlich gab, begehrten auf. Die Massen, die sich anschickten, eine eigene Klassenidentität zu entwickeln und sich politisch zu organisieren, brachten Unruhe in den neuen Staat. Das Wahlrecht des deutschen Nationalstaats ermöglichte mehr und mehr den Torgelows, den Arbeitern in politische Funktionen einzurücken. Fontane beschrieb das im *Stechlin* mit großer Gelassenheit als kleines Menetekel des kulturellen Niedergangs.²⁴

Von außen schienen noch größere Gefahren zu drohen. Sann der gedemütigte Verlierer Frankreich nicht auf Rache? Sein aggressiver werdendes Nationalgefühl,²⁵ seine Aufrüstung und die Eskalation dieser Entwicklungen in der »Krieg-in-Sicht« -Krise im Frühling 1875 ließen kaum andere Schlüsse zu.²⁶ Und schließlich die Finanzkrise. Der sogenannte Gründer-

krach von 1873 bremste empfindlich den Aufschwung der ersten Jahre nach der Reichsgründung, löste massenhaft Konkurse aus und beraubte zahllose Bürger, die im überhitzten Spekulationsklima ihre Ersparnisse in Aktien investiert hatten, ihrer Hoffnungen auf eine gesicherte Existenz und schnellen Reichtum. War es denn im Angesicht solcher die Haltungen und Handlungen der Zeitgenossen verunsichernder²⁷ Schwankungen überhaupt möglich, einen beständigen wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und politischen Fortschritt zu erwarten?

Das vom Wandel der Zeit im Bürgertum entfachte Krisengefühl steht in engem Zusammenhang mit der Suche nach nationaler Identität und der Steigerung des nationalen Bewusstseins in den Jahrzehnten nach der Reichsgründung. Die Krise trieb den Menschen zurück auf den Boden seiner Kultur, seiner Landschaft und seiner Identität, kommentiert der Philosoph und Soziologe Helmuth Plessner diese Umbruchzeit.²⁸ Und der englische Sozialhistoriker Eric J. Hobsbawm fasst zusammen: »Das war der Neotraditionalismus, eine defensive oder konservative Reaktion gegen die Zerstörung der alten gesellschaftlichen Ordnung durch die fortschreitende Epidemie des Neuen: des Kapitalismus, der Städte und Industrien, ganz zu schweigen vom proletarischen Sozialismus, der ihr folgerichtiges Ergebnis war.«²⁹

Doch konnten alle Zweifel und Vorgefühle künftiger Zusammenbrüche, die von der Finanzkrise mit ihren unabsehbaren Folgen ausgelöst wurden, den vorherrschenden Glauben an die Versprechungen des Fortschritts nicht beseitigen. Mag der Wandel die Zeitgenossen beunruhigt haben, sie sahen mehr noch den Erfolg. »Sie lebten«, sagt Hobsbawm, »einfach in einer wirtschaftlichen Blütezeit.«³⁰ Die Welt verbesserte sich, das Leben wurde schneller, freier, angenehmer, insbesondere für den gebildeten und besitzenden Leser des bürgerlichen Mittelstandes. Aber nicht nur er profitierte von der Entwicklung, der industrielle Aufbruch eröffnete allmählich auch den unteren Schichten bisher unerhörte Chancen.

Genau in diesen für die Bildung der modernen Welt entscheidenden Jahren zwischen etwa 1870 und 80 debütierte Fontane, der sich als Balladendichter, Theaterkritiker und Historiker der Mark Brandenburg einen Namen gemacht hatte, auch als Romancier. Und der habilitierte Rechtshistoriker Felix Dahn eroberte mit einem spannenden Roman aus der späten Völkerwanderungszeit die Bestsellerlisten.

Nein, zu Pessimismus schien kein Anlass. Gerade in schwierigen Zeiten des Umbruchs und Wandels führen pessimistische Gesinnungen nicht wei-

ter. Was der Leser stattdessen brauchte, waren sinnstiftende Geschichtserzählungen, die ihm Zusammenhänge aufzeigen und aus der Vergangenheit heraus eine nationale Identität aufbauen konnten. Diese von den Zeitgenossen als historisch wichtig erkannte Forderung sollte die Literatur, insbesondere die historische Literatur, erfüllen.

Es kam in dieser Literatur also darauf an, Zuversicht zu wecken und das Vertrauen in den unüberschaubaren, doch im Grunde sinnvollen, gleichsam ordentlichen Gang der Welt³¹ zu stärken und diesen Gang erkennbar zu machen. Nicht Resignation, Tatkraft war zu fördern. Dazu bedurfte es, so sah man es damals, männlichen Verhaltens, realistischer Einstellungen. Gefordert war die Bereitschaft, Einzelinteressen hinter Interessen der nationalen Gemeinschaft zurückzustellen und an das Gute, Sittliche und Schöne des Ganzen zu glauben. Es galt, Begeisterung für die Nation und für das Opfer im Namen der Nation zu entfachen.

Diese Aufgabe indes erforderte auch, die Zeitgenossen zu warnen und sogar Kritik an ihnen zu üben. War nicht der gerühmte Fortschritt, jene rastlose Kulturtätigkeit des westeuropäischen entfesselten Prometheus³² gerade im Begriff, den Menschen von seinen mythologischen, religiösen und ethischen Wurzeln abzutrennen? Musste das nicht zwangsläufig zu einer konsumistischen Sex- und Geldmentalität führen? Eine »alle Nationalkultur nivellierende Entwicklung«³³ schien im Begriff, das Europa der Nationen in ein »Geschäfts- und Lusteuropa« einzuebnen, beherrscht von einer »Tango- und Two-Step-Gesittung«,³⁴ – wie Thomas Mann wenige Jahrzehnte später in seinen famosen *Betrachtungen eines Unpolitischen* den bösen Geist dessen zu bannen suchte, was er abschätzig »Zivilisation« nannte. Am Ende würde die Welt womöglich von einer hypertrophen Kultur, eben von Zivilisation überzogen und globalisiert sein. Und das wäre nicht nur das Ende der nationalen Kultur, es wäre auch das Ende ihrer natürlichen Lebensgrundlagen, also überhaupt das Ende.

Und falls alle Warnungen diesen Fortschritt nicht aufhalten konnten, so galt es wenigstens, sich seinem unvermeidbaren Lauf zu stellen. Diese Herausforderung zu bewältigen, dazu sollte nicht zuletzt die Nation verhelfen, die den Einzelnen in einer schützenden Gemeinschaft zu behilfen versprach. Es gehörte daher zur Aufgabe des Autors, die Identität dieser Gemeinschaft zu stärken. Und sei es notfalls nur zu dem Zweck, den Untergang, falls er kam, aufrecht zu bestehen. Dafür brauchte man Zuversicht. Was man nicht brauchte, war Pessimismus.

Dieses Buch will am Beispiel der Literatur die Fundamente freilegen, auf denen das nationale Denken der Kaiserzeit ruht, um diese Epoche und ihre Auswirkungen bis in die Gegenwart leichter fassbar zu machen. Wie aber sah der weltanschauliche Bau dieser Gründerzeit aus, was war sein Grundriss?

Der literarisch gebildete Bürger hatte die Vorstellung, er gehöre einer kulturell und ethnisch weitgehend einheitlichen Nation an, gelenkt und organisiert von einem selbstständigen Staat. Das war das Normale, das Natürliche. Ja, zu einem solchen Nationalstaat dränge ein geheimer Wille, der in der Natur des Menschen liege. Es lag auf der Hand, dass die große historische Aufgabe darin bestand, diesen Willen zu verwirklichen, und, wenn das Ziel erreicht sei, den Staat zu bewahren und zu verteidigen. Diese Aufgabe ging jeden an.

Da aber dieser Wille eben jeden Menschen und jede Nation lenkt, sind Konfrontationen mit anderen Nationen unausweichlich. Geschichte ist letzten Endes die Folge von Kämpfen, die die Bildung und Erhaltung des Nationalstaats erfordert.

Dieser Prozess bedingt eine im wahrsten Sinne natürliche Auslese. Wer zu schwach ist, sich im Kampf der Nationen zu behaupten, geht unter.

Am Ende dieser Geschichte wird ein einziges universales Imperium die Welt umspannen. Sie ist globalisiert.³⁵ Irgendwann aber wird dieser Superstaat seine natürlichen Lebensgrundlagen erschöpft haben. Dann geht auch er unter. Doch ist diese Aussicht kein Grund zu Resignation. Der globalen Katastrophe folgt ein neuer Naturzustand, aus dem sich irgendwann eine neue Zivilisation entwickelt. Das Leben geht weiter.

Die tragende Säule in diesem gedanklichen Bau ist demnach schon in der Gründerzeit ein Begriff, der um die Jahrhundertwende Karriere als philosophischer Leitbegriff machen sollte: das Leben.³⁶

Das Material für diesen Befund liefert der Roman der Gründerzeit, literaturgeschichtlich eine dem *bürgerlichen Realismus*, der Zeit zwischen 1848 und etwa 1890, zugehörige Epoche. Ihrer Erkundung dienen insbesondere zwei historische Romane: Fontanes Erstling *Vor dem Sturm* und der Best- und Longseller des Rechtsgelehrten Felix Dahn, *Ein Kampf um Rom*. Warum diese beiden?

Historische Romane waren die beliebteste literarische Gattung der Gründerzeit, an ihnen lässt sich ihr Denken besonders gut ablesen. Auswahl gäbe es genug, von Georg Ebers' 1864 erschienenem Wälzer »Eine ägyptische Königstochter«, von dem noch Feuchtwanger behauptet hat,

er sei lesenswert,³⁷ über die stilbildenden Erzählungen Conrad Ferdinand Meyers, der als Schweizer mit Bewunderung auf das *Deutsche Reich* blickte und gerne Felix Dahns Romane las, bis zu Wilhelm Raabes spätem, damals wenig beachteten und inzwischen als Geniestreich geltendem Roman *Das Odfeld. Ein Kampf um Rom* hat aber all diesen Titeln gegenüber den Vorteil, überaus spannend und ideengeschichtlich ergiebiger zu sein als die meisten anderen literarischen Erzeugnisse seiner Zeit. Und wer würde den überragenden Rang des Fontaneschen Romanwerks bezweifeln wollen? Man schlägt mit diesen Titeln zwei Fliegen in einer Klappe: Beide sind typisch für ihre Zeit, der eine aber war populär, der andere gehört zum Kanon. Vor allem aber gilt *Vor dem Sturm* als anständiger, *Ein Kampf um Rom* als anrühiger Text.

In den Siebziger Jahren, als die Abneigung gegen die gründerzeitliche Kultur ihrem Höhepunkt zulief, prägte ein Germanist den Begriff vom *anderen* historischen Roman, der sich wohltuend unterscheidet von der *üblichen* Hervorbringung dieser Gattung. Dieser übliche Historienroman stoße in die Hurra-patriotische Posaune seiner Zeit, verkläre die Weltgeschichte zur Vorgeschichte der Ära Bismarck. Der andere aber, der Germanist sprach vom »Hiatus von Fiktion und Historie«, zerstöre die Illusion einer eschatologischen Nationalgeschichte durch formale Brüche und verweigere so die historische Sinnstiftung. Es versteht sich, dass *Vor dem Sturm* jenen anderen, *Ein Kampf um Rom* jedoch den üblichen Roman vertreten sollte. Dahn schien ein Wegbereiter der völkischen Literatur zu sein, Fontane schon Vorbote des *anderen Deutschland*. Das übliche.³⁸

Diese Urteile wirken bis heute. »Entheroisierung durch Perspektivismus kennzeichnet auch Theodor Fontanes historischen Roman ›Vor dem Sturm‹, heißt es etwa in Hansers Literaturgeschichte.³⁹ Es wird sich zeigen, dass von Entheroisierung so wenig die Rede sein kann wie davon, es gäbe im *Sturm* keine Feinde, sondern nur Opfer.⁴⁰ Auch war Fontane weit entfernt von der Absicht, das in seinem Roman entworfene Geschichtsbild zu verfremden, um dem Leser die Illusion zu nehmen, die Geschichte habe sich genau so abgespielt wie der Autor sie schildert.⁴¹ Das Gegenteil ist der Fall: Diese Illusion soll gerade erzeugt werden, um so zu beglaubigen, Geschichte sei ein zweckgerichteter und sinnerfüllter Prozess. Fontane verfolgt die nämliche Absicht wie Dahn: das jeweilige Geschichtsbild nicht zu relativieren, sondern zu beglaubigen. Auch die stilistischen Unterschiede

zwischen beiden begründen keine wesentlich verschiedenen Weltanschauungen. »Kampf« und »Sturm« sind Kinder ihrer Zeit, sie bejahen die Verhältnisse, in die sie gestellt sind.

Wenn inzwischen auch wieder eingeräumt wird, dass Professorenromane wie *Ein Kampf um Rom* eine gewisse heroische Faszination zu entfalten vermögen,⁴² so bestätigt das nur die gängige ästhetische und ideologische Abwertung: gute Abenteuergeschichte, doch literarisch minderwertig und weltanschaulich bedenklich. Der Erkenntniswert solcher Urteile ist so mager wie entrahmte Milch. Sie beziehen sich bis heute auf Stalins Propagandisten Georg Lukács, der die gesamte bürgerliche Literatur und insbesondere ihre historischen Romane als »dekadent« in den Gulag seiner dogmatischen Weltanschauung verbannt. Lukács' Monographie *Der historische Roman* erschien erstmals 1937 in Moskau.⁴³

Unbestreitbar ist: Wer sich ernsthaft mit der Literatur der Gründerzeit auseinandersetzt, hantiert mit ideologischem Sprengstoff. Gerade die darin entwickelte Vorstellung, die Abstammung begründe die Nation, die Wurzel der Identität flösse aus dem Blut, der Staat sei identisch mit der Nation und nur existenzfähig auf einem über Jahrhunderte hin angestammten Territorium, muss ungeheuerlich anmuten. Sie läuft auf nichts anderes hinaus als auf ein Blut- und Boden-Modell.

Auch wenn man es lange nicht wahrhaben will, die aus *Vor dem Sturm* gewonnenen Befunde lassen keinen anderen Schluss zu: Nicht nur der verdächtige Dahn, auch Fontane nimmt ein Identitäts- und Staatsmodell vorweg, das einige Jahre später Paul de Lagarde und Houston Steward Chamberlain festschreiben.⁴⁴ Es zeigt ganz klar den Wandel von einem kulturell begründeten und aus Herders romantischem *Volksgeist* entfalteten zu einem völkischen Nationalbegriff.⁴⁵ Deswegen wird es auch aufschlussreich sein, einen Blick auf Thomas Manns *Betrachtungen eines Unpolitischen* zu werfen. Denn eindeutig stützt sich Thomas Mann auf eine Konstruktion nationaler Identität, die schon Dahn und Fontane im Geist ihrer Zeit entworfen haben. Gleichwohl fällt ein signifikanter Unterschied auf: Die Betrachtungen mögen als nationale Erbauungsschrift ihren schlechten Ruf behalten, völkisch sind sie nicht.

Kampf und *Sturm* freilich versuchen, die Frage *was ist deutsch?* mit der Rückbesinnung auf Ursprünge zu beantworten, die im mythologischen Dunkel liegen und gerade deswegen faszinieren konnten. Dass ein derartiges *mythobiologisches Modell* einen weltanschaulichen Fundus eröffnet, auf den rassenideologisch begründete Nationalbegriffe des 20. Jahrhunderts

zurückgreifen konnten, steht außer Frage. Muss man also die Autoren, muss man insonderheit Fontane als Wegbereiter betrachten?

In jedem Fall führen solche Einordnungen in die Sackgasse einer negativen Geschichtsteologie, die unterstellt, der Weg vom nationalen Denken der Gründerzeit zu dessen Exzessen im Dritten Reich sei notwendig, gleichsam vorbestimmt gewesen. Dahn als früher Steigbügelhalter Hitlers, dieser Gemeinplatz ist nicht neu. Aber von Fontane zu Hitler? Hans Meyer dachte nicht einmal daran, Gustav Freytag als »Wegbreiter« zu verurteilen, obschon, anders als bei Fontane und Dahn, die antisemitischen Tendenzen von *Soll und Haben* offenkundig sind.

Die negative Geschichtsphilosophie, die eine Linie von der Ära Bismarcks zur NS-Diktatur zieht, ist ahistorisch. Sie ersetzt die ideengeschichtliche Sektion durch den Glauben an die zwingende Kraft schicksalhafter Notwendigkeit und mystifiziert Geschichte, statt sie zu erklären.

In seinem Roman *Erfolg* (1930) lässt Feuchtwanger sein Alter ego, den linksbürgerlichen Schriftsteller Jacques Tüverlin, dessen bewundertem Gegenspieler, dem ehemaligen bayrischen Justizminister Otto Klenk, die Funktionsweise der Aufklärung mit folgenden Worten näher bringen:

»Ein großer Mann, [...], den Sie nicht leiden können, ich übrigens auch nicht, er heißt Karl Marx, meinte: die Philosophen haben die Welt erklärt, es kommt darauf an, sie zu ändern. Ich für meine Person glaube, das einzige Mittel, sie zu ändern, ist, sie zu erklären. Erklärt man sie plausibel, so ändert man sie auf stille Art, durch fortwirkende Vernunft.« (761)

Tatsächlich führt unter anderem die Frage nach dem Verhältnis von Historie und Text, geschichtlichem Ereignis und seiner Verwendung im poetischen Zusammenhang weiter als angstbedingte Mystifizierung. Schon Schopenhauer war kühn genug gewesen, Clio, der Muse der Geschichtsschreibung, das schamhaft umgeworfene Tuch der Objektivität zu entreißen. Der Philosoph nannte Clio eine Hure, die sich jedem hingibt, der sie recht zu handhaben weiß.⁴⁶ Während Schopenhauer im folgenden Zeitalter der klassischen Geschichtsschreibung damit eine Außenseiterposition innehatte, nahm spätestens Döbblin in seinem 1936 entstandenen Aufsatz *Der historische Roman und wir* eine ähnliche Position ein: »Mit Historie will man was.«⁴⁷ Geschichtsschreibung, so Döbblin vor 60 Jahren, »ist selber gar nicht die bloße reine Darstellung wirklicher Vorgänge.«⁴⁸ Auch die Historie des Historikers ist ein historischer Roman.

Auf unserem ideengeschichtlichen Rundgang betrachten wir deshalb historische Tatsachen und deren fiktionale Umkleidung als gleichwertig, denn beide werden in derselben Weise bedeutungstragende Elemente der zu vermessenden Texte. Ja, es wird sich sogar zeigen, dass das historische Material nichts weiter ist als formbarer Stoff im Dienst der Sache. Den Sieg trägt allemal Kalliope davon, die Muse der Dichtung, von der Döblin nicht anders als Schopenhauer behauptet, sie sei wahrhaftig.

Fontane jedenfalls ließ sich gerne von ihr verführen, als er sich um 1858 herum entschloss, die aus seinen *Wanderungen durch die Mark Brandenburg* fließenden regionalgeschichtlichen Erkenntnisse in einen patriotischen Roman zu gießen. Zwanzig Jahre mindestens⁴⁹ plagte Fontane sich mit diesem Werk ab, ehe er Ende Oktober und Anfang November 1878 mit *Vor dem Sturm*, in zwei Bänden vom Berliner W. Hertz Verlag herausgegeben, als Romancier debütieren durfte. Immer wieder hatte er die Feder beiseite gelegt, um in den Krieg zu ziehen. Zwischen 1866 und 1876 waren zunächst seine drei Bücher über die drei Einigungskriege erschienen.⁵⁰ Daneben schrieb er seine *Wanderungen* als historisch-topographische Vermessungen des klassischen Preußen fort, aus denen er den kulturgeschichtlichen und personellen Fond für den *Sturm* gewann.⁵¹

Die beliebte Behauptung, Fontane habe sich während der langen Arbeitszeit an diesem Roman »vom Konservativen zum Preußenkritiker gewandelt«, verflüchtigt sich als Wunschdenken. Die Absicht, Fontane in den wächsernen Rahmen heutiger Sozialkritik einzupassen, aus ihm einen politisch korrekten Kuschel-Moralisten zu machen, ist offenkundig. Wie peinlich hätte das den aufrechten Erzborussen berührt, der sich über Beifall nationaler Leser besonders freute. So teilte er seiner Frau im Mai 1879 begeistert mit, »daß das Prof.v. Treitschke'sche Paar für meinen Roman schwärmt, besonders *er*, was mir natürlich noch um ein Grad lieber ist als *sie*. ›Das sei doch mal ein deutscher Roman, an dem man seine Freude haben könne.‹ Hat mir natürlich sehr wohl gethan. (...) Im Urtheil *solcher* Männer: Droysen, Treitschke, Julian Schmidt, Geibel etc hab' ich bisher am besten abgeschlossen.«⁵²

Dass *Vor dem Sturm* kein antimilitaristisches Mahnmal erwarten ließ, war dem zeitgenössischen Leser natürlich klar. Der Untertitel zeigte an, auf welches Ereignis angespielt war: »Roman aus dem Winter 1812 auf 13«. Jedes Schulkind wusste, dass 1813 die historische Stunde des neuen Preußen schlug: Im März begann »der große Krieg«,⁵³ der Europa von dem verbrecherischen Tyrannen befreien sollte, dem westlichen Dschingis

Khan, Napoleon. Die Handlung musste also kurz vor dem Landsturm spielen, wie man den Aufstand märkischer Freischärler nannte, der die Befreiungskriege einleitete.

»Es war Weihnachten 1812, Heiliger Abend« (7) – die Erzählung kündigt, nach Art eines Evangeliums, schon im ersten, Heimeligkeit suggerierenden Satz, Großes an. Wie im klassischen Bildungsroman schickt Fontane seinen jugendlichen Helden am Anfang auf die Straße – nach diesem Muster beginnen noch heute die *Road Movies*. Doch Lewin von Vitzewitz, in Berlin Literatur studierender Sohn des Landjunkers Berndt, bricht nicht frohgemut in die Welt auf wie sein kecker Vorgänger Taugenichts, Lewin kehrt aus der Stadt auf die heimatliche Scholle zurück, auf Hohen-Vietz – ein fiktiver Ort, doch repräsentiert er gleichsam die Idee des ostelbischen Herrensitzes. Als Vorbild hatte Fontane das Gut Friedersdorf am südwestlichen Rand des Oderbruchs gewählt, und in dieser Gegend ist auch sein Hohen-Vietz anzusiedeln, vielleicht ein paar Kilometer nach Osten, zur Oder hin, gerückt.⁵⁴ Man fände es also südöstlich von Seelow, etwas nördlich von Podelzig. Nach Frankfurt/Oder wären es zu Fuß rund vier Stunden.

Lewin verbringt die Weihnachtstage im Kreise der Seinen, dem Vater Berndt, der Schwester Renate, der Herrnhutischen, von innerlichkeitsgetränkter Gebrauchsreligiosität durchseelten Hausdame »Tante Schorlemmer« und – der glutvollen, doch sittsamen Tochter des Dorfschulzen, Marie. In anmutigen Genrebildern stellt Fontane dann den weiteren Kreis vor, das Gesinde, die Bauern, den Wirt, den Pastor, den Schulzen, das Dorf, die winterliche Landschaft. Zwischen diesen Porträts, heimelig eingepackt, skizziert er die Familienhistorie derer von Vitzewitz – welchen Zwecken diese gleichsam panoramatischen Miniaturen⁵⁵ dienen, während deren die Handlung wie unter einer Schneedecke zu ruhen scheint, werden wir uns später ansehen.

Am 4. Tag nach Weihnachten, am Montag, 28. Dezember 1812, stellen sich Gäste aus Berlin ein: das polnische Geschwisterpaar Kathinka und Tubal von Ladalinski. Natürlich kommen sie nicht nur, um Weihnachten zu feiern. Man ist einander versprochen, Lewin soll Kathinka, seine Schwester Renate Tubal heiraten – eine internationale Mischehe.

Der Plan für diese »*liaison double*« geht, und das ist bezeichnend, auf die »Gräfin« zurück, Berndts Schwester Amelie, die sich nach dem Tode ihres Gatten in der weiteren Nachbarschaft von Hohen-Vietz, auf »Schloß

Guse«, niedergelassen hat. Amelie ist noch ganz der an Versailler Schnalenschuhen orientierten Lebensführung des vorrevolutionären Adels verhaftet. Als Patriot steht Berndt im gegnerischen Lager. Der famose Junker nutzt dann auch die gemeinsame Silvesterfeier auf Guse als Forum einer politischen Kundgebung – der Kampf um Preußen wird vorab auf symbolischer Ebene entschieden. Während Berndt nach Jahreswechsel energisch die Rekrutierung eines schlagfähigen Freikorps in die Wege leitet, kehren die Ladalinski-Geschwister mit Lewin nach Berlin zurück.

Dort präsentiert der Erzähler seinen jugendlichen Helden im Milieu der Geheimräte, Offiziere, Comtessen und Literaten, ohne zu vergessen, in einem spöttischen Seitenblick die heranwachsende Gesellschaftsschicht des städtischen Kleinbürgertums kritisch zu beleuchten.

Unterdessen bereiten sich dramatische Entwicklungen vor. Wie eine Karätsche platzt die Nachricht, Generalfeldmarschall York von Wartenburg, Befehlshaber des preußischen Hilfskorps in Napoleons Grande Armée, habe gegen die offizielle Marschrouten Friedrich Wilhelms III. mit den russischen Truppen Neutralität vereinbart, in einen Ball bei Geheimrat Ladalinski – dieser Akt souveräner Insubordination, historisch die berühmte »Konvention von Tauroggen« (30. Dezember 1812), wird allgemein als Ausdruck des nationalen Widerstands gedeutet. So besucht auch Lewin anderntags – nach Roman-Zeit muss es der 5. Januar 1813 sein – das »Kolleg«, wo der Philosoph Johann Gottlieb Fichte seine Vorlesung zu einem flammenden patriotischen Appell umwidmet. Ganz Berlin wird von einer »die Gemüter erhebenden Vorstellung von dem Anbrechen einer neuen Zeit« (401) erfasst.

Noch aber, soviel Zeit muss sein, darf Lewin »Dejeuners« besuchen, wo zwischen Sherry und Champagner patriotische Literatur gereicht wird, noch darf sich der von Hölderlin Bezauberte dem Mitgefühl mit zerlumpten französischen Soldaten hingeben. Doch dann geht alles sehr schnell, und am Ende kehrt ein erwachsen gewordener Held siegreich aus dem Felde zurück, heiratet, entsagt aller Dichtung und wird – Landjunkere.

Vor dem Sturm, literarisch fein gewoben und für Fontanes Entwicklung zum Romancier entscheidend, war kommerziell nicht gerade ein Volltreffer. Ob er indes »kein Erfolg«⁵⁶ war, darüber ließe sich streiten.⁵⁷ Die konservative Intelligenz, die Kreise um die »Kreuzzeitung«, wussten seinen patriotischen Wert zu schätzen.

Ein Kampf um Rom hingegen war ein Volltreffer. 1876 in Dahns Leipziger Stammverlag Breitkopf und Härtel erschienen, hatte sich die Geschichte

um den Untergang der Ostgoten bis weit nach 1900 als Verkaufsschlager behauptet und verzeichnete noch um die Mitte des 20. Jahrhunderts steigende Auflagen.⁵⁸ Göring soll den Roman bewundert haben. Allein, auch das *Nibelungenlied* war als Droge für das völkische Selbstopfer verabreicht worden,⁵⁹ und Hitlers Leibschriftsteller hieß bekanntlich Karl May, der doch, darf man seinen Anhängern glauben, der friedliebendste Autor des Wilhelminismus war.

Wie Fontane, so kämpfte auch der 1834 als Sohn eines Schauspielerhepaares in Hamburg geborene, in München aufgewachsene Dahn rund zwei Jahrzehnte mit seinem Romandebüt. Und auch er war früh mit Gedichten und Balladen hervorgetreten. So studierte der angehende Jurist zwei Semester, 1852 auf 53, in Berlin und war von dem Kunsthistoriker Friedrich Eggers in die berühmte Dichtervereinigung *Tunnel über der Spree* eingeführt worden. Dort durfte er seine juvenilen Heldengesänge zum ersten Mal öffentlich vortragen. »Als ich zu Ende war«, erinnert sich Dahn 40 Jahre später, »erhob sich gegen das Herkommen (...) brausender Beifall: das freute mich selbstverständlich gewaltig; aber was mich wahrhaft mit Glück berauschte, das war, daß jener prachtvolle Knight, der Knight meiner Liebe, aufsprang, durch den ganzen Sal auf mich zuschritt, mir beide Hände faßte (...) und rief: ›Na, das ist ja armsdicke Poesie!‹ Der Mann hieß Theodor Fontane: ›and blessed be his bonnie face.« Selten, »ausgenommen etwa von Rückert und von Bismarck«, natürlich, habe ihn das Lob seiner Dichtung derart beglückt.⁶⁰

Nach der Promotion zum Dr. jur. 1855 in München⁶¹ und der Habilitation 1857 hatte Dahn mit den Entwürfen zum *Kampf um Rom* begonnen und, trotz angestrebter wissenschaftlicher Tätigkeit, bis zum Antritt seiner Professur in Würzburg (1863) etwa zur Hälfte fortgeführt. Dann stagnierte die Arbeit. Der Dichter litt unter seiner 1858 geschlossenen Ehe mit der Malerin Sophie Fries, zudem drückte ihn finanzielle Not und zwang ihn zu journalistischer Lohnschreiberei.

Der Krieg erlöste ihn. Wie Fontane hatte auch Dahn begeistert am Frankreichfeldzug 1870/71 teilgenommen, aber nicht, wie der verehrte Berliner Kollege – »Die leidenschaftliche Begeisterung für Fontane's Balladen hat vorgehalten bis heute«⁶² – als Korrespondent, sondern als Sanitäter. Das hielt den kampfberauschten Geisteshelden nicht davon ab, sich in der Schlacht von Sedan unter ein Bayerisches Jägerkorps zu mischen und eine Schanze zu stürmen. Er wollte es, wie er in seinen *Erinnerungen* berichtet, genau wissen: »ich sah die einzelnen, uns geltenden, uns treffenden Schüsse

aufblitzen, ich frohlockte! Endlich war ich ›drin‹.«⁶³ Immerhin lässt sich ihm nicht vorwerfen, er habe den Krieg nur vom Schreibtisch aus gefeiert.

Nachdem Dahn 1873 in Königsberg, wohin er einen Ruf als Professor für Rechtsgeschichte erhalten hatte, Therese von Droste-Hülshoff, eine Nichte der Dichterin, geheiratet hatte, ging die Arbeit am *Kampf um Rom* zügig voran. Angeblich hatte der Autor, von der Stoffmenge erschlagen und verheddert in einer Vielzahl von Handlungsfäden, das halbfertige Manuskript verbrennen wollen, sei aber von seiner ›lieben Therese‹ davon abgebracht worden, nachdem er daraus vorgelesen hatte.

Dahn selbst hat bis zu seinem Tod am 3. Januar 1912 in Breslau die in zwölf Bänden von 1861 bis 1909 erschienene kultur- und rechtshistorische Darstellung der *Könige der Germanen* als sein Hauptwerk bezeichnet. Das dürfte auch als Tribut an den Zeitgeist zu verstehen sein – der *Realist* ist in erster Linie Wissenschaftler, ein Mann der Fakten.⁶⁴

Überdauert hat den fleißigen Gelehrten nur sein *Kampf um Rom*, und auch der bewegt sich, seit die Literatur ihre patriotische Rolle ausgespielt hat, am Rande des Vergessens. Die Fabel dieses für die große Zeit des historischen Erzählens typischen, die Durchschnittsproduktion gleichwohl überragenden Romans erzählt ein Ereignis, das Dahn ein Leben lang fasziniert hatte: Den zwei Jahrzehnte dauernden vergeblichen Kampf, den die in Italien angesiedelten Ostgoten nach dem Tode ihre Königs Theoderichs 493 gegen die Großmacht Byzanz führten. Der Stoff hatte alles, was das Publikum von einem historischen Roman erwartete, Dramatik, tragische Weihe und, so glaubte man damals, nationalgeschichtliche Bedeutung.

Zwei Quellen hatten Dahn mit dem nötigen Material versorgt: Edward Gibbons sechsbändiges »Meisterwerk«⁶⁵ zur römischen Spätantike *The history of the decline and fall of the Roman Empire*, das, 1782 bis 86 ediert, auch am Ende des 19. Jahrhunderts jeder Gebildete kannte. Noch als Dahn an seinen ersten Kapiteln arbeitete, 1862, war eine neu übersetzte Ausgabe in 12 Bänden erschienen. Bekannt auch war Dahns zweite Quelle, der von ihm selbst übersetzte *Gotenkrieg* des byzantinischen Chronisten Prokopius von Cäsarea.

Feuchtwanger bemerkte nach dem Zweiten Weltkrieg zum *Kampf um Rom*, er zähle zu jenen Professorenromanen, »die weite Strecken Kitsches enthalten und dennoch bis an die Grenzen der ernsthaften Literatur vorstoßen. (...) Lange maßlos überschätzt, sind diese Bücher heute zu Unrecht mißachtet.«⁶⁶ Ausgerechnet Feuchtwanger scheint seinen Lukács nicht gelesen zu haben.

Matthes & Seitz Berlin
Blaue Reihe Wissenschaft, 6

Erste Auflage Berlin 2009

Copyright © 2009 MSB Matthes & Seitz Berlin Verlagsgesellschaft mbH
Göhrener Str. 7, 10437 Berlin, info@matthes-seitz-berlin.de

Dieses Buch basiert auf der Inaugural-Dissertation Bernhard Viels zur Erlangung des
Doktorgrades der Philosophie an der Ludwig-Maximilians-Universität München
Alle Rechte vorbehalten

Umschlaggestaltung: Falk Nordmann, Berlin
Druck und Bindung: Elbe Druckerei, Wittenberg

www.matthes-seitz-berlin.de

ISBN 978-3-88221-749-0